

Frank Keil

»Ohren sauber machen!«

Niemand möchte krank werden oder gar sein – was sich jedoch nicht immer vermeiden lässt. Dann aber möchte man Hilfe, gute Hilfe.

Gleich auf der zweiten Seite stirbt ein Mensch. Und der Autor, der Erzähler, er ist damals noch Student, er will Arzt werden, kann nichts dagegen unternehmen. Er kann nur im Nachhinein versuchen zu verstehen, was gerade passiert und später: was passiert ist. Nicht mehr, aber keinesfalls weniger. Und dafür muss er genau hinschauen. Und wir müssen es auch. Also: Wir sollten es.

Darum geht es in diesem Buch: Ein Mann in einem weißen Kittel zieht in die Welt, die das Krankenhaus ist, und er versucht den Menschen, die hier gelandet sind, so gut er kann zu helfen, und nicht immer wird ihm das gelingen. Manchmal scheitert er auf ganzer Strecke, manchmal auf halber; manchmal gelingt ein Wunder, manchmal ist es einfach die Routine, die zuverlässig greift. Manchmal geschieht etwas, das nicht so einfach zu verstehen ist und manchmal bleibt ein Rätsel übrig.

Gut zwei Dutzend Erzählstücke liegen vor uns, die uns mit zuweilen radikaler Unerbittlichkeit in den Arbeitsalltag eben eines Arztes werfen und einen ebenso schnell, manchmal fast barsch, wieder entlassen. Und meistens brennt Neonlicht.

Da ist das Kind, das beim Spielen vom Apfelbaum gefallen ist, wie das nun mal passiert und immer wieder passieren wird, solange es Kinder und Apfelbäume zum Klettern gibt, und der erzählende Arzt weiß: Wenn er jetzt auch nur den kleinsten Fehler macht, dann ist dieses Kind verloren und wird nie wieder unter einem Apfelbaum liegen, geschweige denn auf einen solchen Apfelbaum klettern können.

Da ist der Patient, der am nächsten Tag in den Urlaub will, der im Wartezimmer seiner eigenen Meinung nach viel zu lange gewartet hat und der ihn anherrscht: »Ohren sauber machen!«, als sei der ihn behandelte Arzt nicht mal ein Dienstbote. Da ist das Schrillen des Beepers, das den Arzt aus dem Schlaf reißt und wir folgen ihm, wie er noch schlaftrunken, aber im nächsten Moment schon hellwach zur Notaufnahme eilt, er hat Nachtdienst, von Null auf Hundert ist sein Können gefragt.



Rainer Jund
Tage in Weiß
München: Piper Verlag 2020
240 Seiten | 20,00 Euro | ISBN: 978-3-492-05878-0 | [mehr Infos](#), [Leseprobe](#), [Interview](#)



© rklassen | photocase.de

Da ist der Mann, der sich sicher ist, dass in seinem Ohr ein Käfer krabbelt, also dort lebt. Und da ist der Mann mit der Rotweinstimme, mit dem der Arzt den Heiligen Abend auf Station verbringt, es wird ein angenehmer Abend werden und es wird sein letztes Weihnachten sein.

Wir lernen Ärztehasser kennen, die unerreichbar scheinen (und angesichts der aktuellen Corona-Krise und ihrer demonstrierenden Leugner gibt es mehr als nur einen Aha-Moment) und wir erleben höchst geduldige Patienten. Wir stoßen auf tiefes Mitgefühl und Verständnis und bekommen zugleich mehr als eine Ahnung, wie belastend und auch bedrückend es sein muss, wenn man zuweilen der einzige Mensch ist, der helfen kann; wenn man der einzige Mensch ist, der bleibt und das nicht reicht.


Rainer Jund arbeitet heute nach einer langen Zeit, in der er in einem Krankenhaus tätig war, in einer

eigenen HNO-Praxis in München (wie einem das Krankenhaus als Institution mit seinen absurden Hierarchien und seinem noch immer dominanten Machtgefälle den letzten Nerv kosten kann, auch davon erzählt Jund). Verheiratet ist er mit einer Ärztin. Von daher ist davon auszugehen, dass er weiß, worüber er schreibt und wovon er erzählt. Zugleich ist sein Buch kein Roman und es ist auch kein Sachbuch. Es ist etwas auf dem Weg dazwischen. Was beschrieben ist, ist sozusagen wahr, aber es ist in der Art der Darstellung und der Beschreibung sehr wohl gestaltet.

»Alle Figuren und Vorgänge in diesem Werk sind rein fiktiv«, wird uns am Anfang mit auf den Weg gegeben. Das mag einerseits stimmen, wenigstens zur Hälfte, dürfte aber auch rechtliche Gründe haben: was, wenn sich einer unter den Beschriebenen wiedererkennt! Und so ist Junds erstes Buch weit mehr als der an sich selbst interessierte Bericht aus einer uns (zum Glück!) weit-

gehend fremden Welt, die wir schneller betreten könnten, als uns lieb ist – aber es ist auch keine leichtfertige, literarisierende Ausschmückung dieses Dunkelraums unseres Daseins. Man könnte es so sagen: So genau wie der Arzt oder die Ärztin einen Schnitt ansetzt, um etwas zu entfernen, das dort nicht hingehört ohne zugleich das, was dort unbedingt am rechten Platz ist, schneidend zu schädigen, so genau addieren sich die Sätze Rainer Junds zu präzisen Szenerien, schnörkellos und mit einer Wucht, die noch lange nachhallt.

Und nicht zuletzt vermittelt uns dieses Buch in seiner Gesamtheit wie in seinen einzelnen Geschichten einen tiefen Eindruck, wie es kommt, dass Medizinmensen für uns zugleich so abgebrüht und unberührbar wie zugleich tief emphatisch und ebenso berührbar erscheinen; woher diese unmittelbare und jede Distanz überschreitende Körperlichkeit in Anrede und Ausdruck kommt, so wie im nächsten Moment der so nüchterne Blick auf letzte körperliche Reserven und Chancen ins absolut Fürsorgliche kippt. Eine Geschichte heißt »Aufmerksamkeit«, und sie endet mit dem Satz »Ich legte mich auf das Bett in unserem Dienstzimmer und starrte an die Decke, an der sich erstarrte Halsschlagadern in irren Windungen verzweigen wollten«. Eine Geschichte heißt »Bestimmung«, und sie endet mit dem Satz »Ich bin auch nur ein Mensch«.

Wenn man dieses Buch gelesen hat, wird man die Welt der Medizin, der vergeblichen wie der gelingenden Heilung also, auch des Lebens mit der Krankheit mit anderen Augen schauen. Und das kann nur ein Gewinn sein. Was immer einem selbst auch noch passieren mag und wie man das dann übersteht. 

»Es war nichts los, ruhige Kugel.

Ich saß bei den Schwestern herum und trank die vierte Tasse Kaffee, eine bittere Vergebung.

Die Lichter im OP waren aus.

Ab und zu verirrte sich eine Tinnitus-geplagte alleinerziehende Mutter zu uns. Man hörte, wenn ein Patient die Ambulanz betrat: Zum einen musste eine schwere Tür aufgedrückt werden, zum anderen erzeugte der Boden quietschende und knarrende Laute. Es war quälend.

Auf dem Tisch standen eine Milchtüte und eine angefressene Nusschnecke verloren herum.

Auf einmal flog die Tür auf. Wir merkten sofort, dass etwas ...

„Schnell, Nachblutung, wo ist der Dienstarzt...?“

Die Stimme zwängte sich aus dem Rachen eines Kinderarztes, der ein Kind in seinen Armen trug. Aus dem Mund des Mädchens quoll Blut, die Augen standen offen. Es war weiß wie die Wand.«

Rainer Jund

**Autor***Frank Keil*

liest und schreibt gern und viel und lebt davon – nämlich als freier Journalist und Moderator. Von Hamburg aus ist er unterwegs und recherchiert und verfasst Reportagen, Porträts, Rezensionen für verschiedene lokale und überregionale Zeitungen und Magazine. Zudem ist er noch Redaktor der deutsch-schweizer Produktion »ERNST – das Gesellschaftsmagazin für den Mann«.

✉ keilbuero@t-online.de

🌐 <http://keilbuero.de/>

Redaktion

Alexander Bentheim (V.i.S.d.P)

✉ Postfach 65 81 20, 22374 Hamburg

☎ 040. 38 19 07

📄 040. 38 19 07

✉ redaktion@maennerwege.de

🌐 www.maennerwege.de | www.facebook.com/maennerwege

Links

Im Text **blaufarbige Begriffe** sind interaktive Verweise auf weiterführende Informationen.

Zitiervorschlag

Keil, Frank (2020): »Ohren sauber machen!«. Rainer Jund's »Tage in Weiß« (München 2020, Rezension). maennerwege.de, Oktober 2020.

Keywords

Krankheit, Leben, Tod, Hals-Nase-Ohren, Patienten, Krankenhaus, Nachtschicht, Notfall-Medizin, Mitgefühl

Allgemeine Hinweise zum Online-Angebot von MännerWege.de

Für die Richtigkeit der in einem Beitrag verwendeten und zitierten Informationen sind ausschließlich die Autoren und Autorinnen verantwortlich. Jede nicht-autorisierte Vervielfältigung oder Verwertung eines Beitrags als Nachdruck oder im Dateiformat zu kommerziellen Zwecken stellt eine Verletzung des geltenden Urheberrechts dar und ist nicht gestattet. Bei jeder nicht-kommerziellen Verwendung erbitten wir einen Link und/oder ein Belegexemplar. Die in einem Beitrag veröffentlichten Ansichten spiegeln die der Autoren und Autorinnen wider und entsprechen nicht unbedingt auch der Meinung der Redaktion. Mit der Publikation eines Beitrags möchten wir die Vielfalt männlicher Lebensweisen, Erfahrungen und Meinungen illustrieren, insbesondere wenn diese zum produktiven Dialog zwischen Geschlechtern, Generationen und Kulturen beitragen.